

rauschender Duft die Lüfte schwängert. — Darheiten wir im Geiste das „dunkle“ Afrika von Süden nach Norden, wenden wir uns jenem uralten Kulturboden des Nilsals zu, wo vor Jahrtausenden schon Tierzucht und Tierpflege auf hoher Stufe standen. Wohl findet auch dort das früher in Ägypten völlig unbekannte Pferd als Reit- und Zuchtier ausgiebige Verwendung, doch selbst die infolge der oftmals wechselnden Fremdherrschaft entstehenden Umgestaltungen des früher so abgeschlossenen Eigenwesens der Ägypter haben den schon in grauer Vorzeit als Reittier gebräuchlichen Esel nicht zu verdrängen vermocht. Auch die ägyptische Pflanzkultur bedient sich seiner noch. Durch die sonnendurchfluteten Ebenen des Nils ziehen heute in orientalischer Gemächlichkeit wie einst die Hoten der Pharaonen auf des Gieles Rücken, die Briefträger des Landes. Auf den Schall einer Trompete, welche die bei uns gebräuchliche Signalweise vertritt, steht der Esel mit seinem Leiter still, und um letzteren lehrt sich voller Neugier die Bevölkerung des Orients.

Unsere Ausführungen würden unvollständig sein, wenn wir das Kamel, das Schiff der Wüste, unerwähnt lassen wollten. Überall dort, wo Eisenbahnen oder andere Verkehrsgelegenheiten fehlen, sei es in einem dürren, wasserarmen arabischen Hochlande, sei es durch den gelben Wüstensand der Sahara; überall benutzte sich das Kamel als sicheres, nie versagendes Beförderungsmittel. Bemerkenswert bleibt ferner die Verwendung von Kamä und Renntieren im Postdienste der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Auch der Hundeposten auf Grönlands Eisfeldern müssen wir gedenken. Wenn der strenge, aber beständige Winter eine dauernde, feste Schnee- und Eisedeckung geschaffen hat, durchziehen Hundeposten die froststarrenden Ebenen, um eine leichte, schnelle und billige Verbindung zwischen den wichtigsten Orten herzustellen. Die leichtgebaute Schlitten werden in der Regel mit sechs bis acht Hunden bespannt. — So zeigt sich das vierfüßige Tier trotz aller neuzeitlichen Fortschritte und Verbesserungen auch heute noch als unentbehrliches Hilfsmittel auf dem weiten Gebiete des Verkehrsweins. Stauer und Bewunderung muß uns ergreifen, wenn wir die mannigfaltigen Leistungen der großen und kleinen Vierfüßler an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen.

Das Kind und die Tiere.

Von Dr. Kurt Nowy.

Das Verhältnis, in dem kleine Kinder zur Tierwelt stehen, ist ein völlig anderes als das des erwachsenen Menschen zum Tiere. Für uns Erwachsene ist das Tier im allgemeinen das hilflose Geschöpf, dem wir, soweit es angeht, unsere Pflege angedeihen lassen. Wir respektieren in ihm das Lebewesen, indem es vor Schmerz und Schaden zu schützen und verlangen als Entgelt dafür oft nichts anderes als ein bißchen ästhetisches Vergnügen. Das Tier ist uns dabei eine Art Spielzeug, freilich ein Spielzeug, das sich vom leblosen Objekte ganz bedeutend unterscheidet. Wir vergessen niemals, daß es ein lebendes Wesen, wie wir selbst, ist, und daß unsere Gefühle für das Tier denen gleichen müssen, die wir für die Mitmenschen hegen. Das Verhältnis des Erwachsenen zum Tiere ist also immer ein Stück von dem Verhältnis des Menschen zum Menschen; es ist nicht mehr und nicht weniger als dies. Daher rührt es, daß wir uns scheuen, dem hilflosen Tiere, das unter unserer geistigen Vormundschaft steht, unnötige Schmerzen zuzufügen, daß wir jede Grausamkeit vermeiden. Daß die Gefühle für das Tier aber doch nicht dieselben sind, wie die für den Nebenmenschen, geht schon daraus hervor, daß wir es, wenn unser Vorteil oder nur unsere Bequemlichkeit es erfordert, ohne weiteres zum Opfer bringen. Hierin ist das Tier für uns kaum etwas anderes, als ein lebloses Objekt.

Für die Kinderseele steht die Objektivität des Tieres im Vordergrund. Und wenn es von ihm nicht immer in derselben Weise Gebrauch macht wie von seinem Spielzeug, so hat das in der Furcht vor gelegentlichen Kraftaussetzungen des Tieres und in der Furcht vor dem Unwillen seiner Pfleger seinen Grund. Wäre zu solcher Furcht kein Anlaß vorhanden, bestände das Kind nicht Erfahrungen, die ihm eine gewisse Vorsicht bei Behandlung der Tiere nützlich erscheinen lassen, dann würde es ohne weiteres alle seine Wünsche und Begierden mit dem lebenden Tiere befriedigen. Seine Zerlegungs- und Zerstörungswut würde es zur Vernichtung des tierischen Lebens treiben, seine Lust an ungewöhnlichen Stellungen des Körpers und an bewegungs- und abwechselungsreichen Betätigungsversuchen des

Tieres aus qualvoller Boge zu den grauhaftesten Martern. Wenn dem Kinde zum ersten Male ein lebendes Käfer oder eine lebende Stubenfliege in die Hände kommt, so wird es ganz sicher den ersten unbewachten Augenblick dazu benutzen, dem Tierchen die Beine oder Flügel oder beides zu nehmen, um es dann „fliegen“ oder „laufen“ zu lassen. Es ist ein primitiver Forschungstrieb, der sich hier regt, und der deshalb in dieser rohen Form betrieben wird, weil das Tier für das Kind eben nur ein Objekt wie jedes andere ist, ein Objekt, das laufen und fliegen, vielleicht auch summen oder sonstige „Hörchen“ kann. Von Grausamkeit im eigentlichen Wortsinne kann beim Kinde schon deshalb nicht die Rede sein, weil ihm das Verständnis für die eigenartige Stellung des Tieres unter den Objekten seiner Umgebung, für die Verantwortlichkeit des Tieres mit dem Menschen abgeht. Wenn wir vom biologischen Standpunkte aus das Kind und das Tier vergleichen, wird uns das Verhältnis des ersteren zum letzteren nicht ganz unerklärlich erscheinen. Dem Erwachsenen ist die geistige Hilflosigkeit des Tieres eine Quelle ethischer und auch ästhetischer Freude, denn sie ermöglicht ihm eine Betätigung, die ihm ein Gefühl geistiger Ueberlegenheit verleiht, abgesehen davon, daß schon die Tätigkeit an und für sich ihm Lust gewährt. Er hat daneben auch noch an dem Neulernen seines Tieres, an den Bewegungen, die es ausführt, um seinen Wünschen Ausdruck zu geben, und an manchem anderen Zug im Wesen des Tieres seine Freude. Ungesättigt derselben Motive machen ihn nun aber auch zum Kinderfreund, denn Kind und Tier ahnen einander in allen diesen Punkten. Für das Kind kann nun natürlich die Freude an der geistigen Ueberlegenheit des Tieres nicht in Betracht kommen, denn es laboriert ja selbst an diesem Uebel. Und da in allen schwachen Gesichtspunkten der Selbsterhaltungstrieb außerordentlich stark entwickelt ist, muß es in dem Tiere einen Gegner erblicken, der gleich ihm auf die Pflege des Erwachsenen angewiesen ist. Dabei braucht es nicht seine ursprüngliche Gewohnheit, im Tiere lediglich ein Objekt zu sehen, aufzugeben; es ist eben ein Objekt, das gleich ihm vom Erwachsenen gestützt und gehegt wird. Und zudem ist diese angeborene Gegnerschaft mehr eine instinktive als eine bewußte. Wird sich das Kind darüber klar, so ist es immerhin möglich, daß es dadurch das lebende Tier vom leblosen Objekte unterscheiden lernt. Und dann geschieht es häufig, daß das Kind nun im Tiere vollends seinen Rivale erblickt und — eifersüchtig wird. Ist es aber einmal so weit, dann verliert es aber auch das ästhetische Interesse, das es vorher noch für das Tier gehabt hat; sein Egoismus treibt es nun dazu, im Tiere nichts als seinen Feind zu sehen.

Das hier geschilderte Verhältnis zwischen Kind und Tier ist das gewöhnliche, wenn auch nicht das einzig mögliche. Nach ihm betrachtet das Kind das Tier nur von der einen Seite, von der es der Erwachsene betrachtet: ihm möchte lauten von der Objektivität. Wenn aber das Kind einmal dazu gelangt ist, im Tiere das Lebewesen zu sehen, dann schlägt seine Stellungnahme oft in das entgegengesetzte Extrem um; das Tier erscheint nunmehr nur als Lebewesen und — Nebenbuhler um die Gunst des gemeinsamen Pflegers. Nun kommen allerdings auch gelegentlich wahre Freundschaften zwischen dem Kind und dem Tiere vor. In der Natur der Kindesseele liegen jedoch diese Freundschaften nicht und es ist nichts Wahrscheinlicher, als daß sie durch das gewohnheitsmäßige Zusammenleben mit einem Tiere und durch den Anblick, wie das Tier von der Umgebung des Kindes gehegt und geliebt wird, geschaffen werden. Auch bei ihnen ist das Verhältnis zwischen Kind und Tier von dem analogen der Erwachsenen verschieden. Auch hier wird nur ein Teil des natürlichen Verhältnisses zwischen Mensch und Tier realisiert, das Kind sieht in seinem Freunde aus der Tierwelt ausschließlich das Lebewesen; das Tier als Objekt kennt es in diesem Falle nicht.

In diesen Freundschaften zwischen Kind und Tier haben wir aber einen Fingerzeig, wie wir das Verhältnis zwischen den beiden durch die Erziehung beeinflussen können. Es bedarf hierzu nur des Bestrebens, dem Tiere in Gegenwart des Kindes immer nur so zu begegnen, als handle es sich um ein dem Menschen gleichwertiges Lebewesen. Dadurch lernt das Kind freilich nur wieder die eine Seite des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier kennen; das ist jedoch weiter nichts, denn die andere Seite, zu der es allem Anschein nach durch seine Natur hingedrangt wird, bleibt ihm ohnedies nicht so lange verborgen. Die erzeugte Schätzung des Tierlebens zusammen mit der durch die Erfahrung erworbenen Kenntnis seiner praktischen Nutzbarkeit gibt dann gerade die richtige Mischung der beiden Faktoren. Und diese bedarf das Kind in späteren Jahren davon, ein Tierquäler zu sein, gleichzeitig aber auch davon, die Distanz zwischen Mensch und Tier zu verengen.

Verantwortlich: Gfht-Redakteur Dr. Klaus Buschmann; Druck der L. Büttich'schen Buchdruckerei — beide in Darmstadt.